

Die Wirtschaft im November

(Wirtschaftliche Wochenchau)

Um die Stillhaltung — Die Wurzeln des Glucks — Nur mehr 50 Prozent der Arbeitsplätze besetzt — 80 000 Arbeiter in einem Teil der Betriebe beschäftigt — Schlechte Agrarpreise

(Nachdruck verboten!)

is. Aus der Lamenge ernster Wirtschaftfragen nahm der Wirtschaftsbeirat der Regierung vorerst die Stillhaltung der kurzfristigen deutschen Auslandsverschuldung in Angriff. Hier also droht unserer Wirtschaft die größte Gefahr. Die kurzfristige Auslandsverschuldung beträgt rund 12 Milliarden, die langfristige rund 11,5 Milliarden Reichsmark. Von den kurzfristigen Schulden können nur 7 Milliarden durch einen Stillhaltevertrag in langfristige umgewandelt werden. Angeblich will Deutschland diese 7 Milliarden in zehn Jahren zurückzahlen. Das ist natürlich nebenbei nicht auch noch Pensionszahlungen leisten können, ist selbstverständlich, auch wenn Frankreich an diesem Transferwert der Vernichtung festhalten möchte.

Deutschland will sich seinen privaten Schuldenverpflichtungen an das Ausland unter keinen Umständen entziehen. Dies bezieht sich auf G. F. v. Stremens in seinem Remonvort Vortrag, den er vor ersten Wirtschaftsführern, wie Owen Young, Walter Gilbert u. a. hielt. Stremens kam bei dieser Gelegenheit auch auf die Wurzeln des deutschen Wirtschaftselendes zu sprechen, die er in der Vertrauenskrise, den Kriegsschulden und den sozialistischen Grundfragen unserer Wirtschaftspolitik erblickt.

Um endlich den Geschäftsgang in der Industrie zu beleben, forderte der Reichsverband der deutschen Industrie vor kurzem, daß die deutschen Produktionskosten endlich den Verhältnissen auf dem Weltmarkt angeglichen würden. Die jüngsten Bismar über die industrielle Produktion stimmen auch tatsächlich sehr ernst. So betrug im ganzen die Zahl der besetzten Arbeitsplätze in der Industrie im September nur mehr rund 50 Prozent der Arbeitsplatzkapazität und die Zahl der geleisteten Arbeitsstunden sank auf 43 Prozent der Arbeitsstunden bei voller Beschäftigung. Immerhin ist es erfreulich, daß bei den Verbrauchsgegenständen, der Textilindustrie, der Kunst- und Lebensmittelindustrie und bei anderen Wirtschaftszweigen die jahreszeitliche Belebung nicht ausbleibt. Diese bevorzugten Werte verlängerten meist die Arbeitszeit der schon beschäftigten Arbeiter.

Die Produktionsgegenständeindustrie dagegen liegt sehr darnieder. So wird die deutsche Maschinenindustrie nur mehr zu 30 Prozent ihrer Leistungsfähigkeit beansprucht. Die Wegleistung des Ruhrkohlenbergbaus ging von rund 242 000 Arbeitern und Angestellten im August auf rund 235 000 im September zurück. Der Braunkohlenmarkt klagt, daß auch im Oktober die Hausbrandaufträge weiterhin nachließen. Die Metallmärkte haben sich einigermaßen beruhigt und befestigt. Die Preise für Wolle konnten sogar große Festigkeit aufweisen, während Baumwolle einen so niedrigen Preis wie in den Jahren 1844/45 innehatte.

Auch der Handel spürt natürlich die schlechten Zeiten. So ging z. B. der Umsatz in den Warenhäusern im September gegen den August um 16 Prozent zurück. Beim Einzelhandel sieht es mitunter sogar noch schlimmer.

Der volkswirtschaftliche Ausschuss des Reichstages befaßt sich nun mit der „Betzklammer“ und dem „Zugabewesen“. Eines von beiden soll in absehbarer Zeit durch ein Reichsgesetz verboten werden. Der Zentralverband christlicher Fabrik- und Transportarbeiter bemerkt aber hierzu, daß mindestens 80 000 Arbeiter innerhalb weniger Wochen droht werden würden, wenn das Zugabewesen aufhören müßte. Das Elend der Arbeitslosigkeit würde damit neue 50 000 Familien heimsuchen.

Das Reichsarbeitsministerium beschäftigt sich zurzeit mit der Reform der Sozialversicherung. Bekanntlich ist die Invalidenversicherung gefährdet. Um sie über die Krise zu bringen und auch den übrigen Versicherungen zu helfen, erwägt man, ob man nicht 1100 Versicherungsämter auflösen und durch 20 Landesversicherungsämter ersetzen soll. Auch der Beitragseinzug solle vereinfacht und für verschiedene Versicherungen zusammengefaßt werden.

Der Getreidemarkt war in letzter Zeit auffallend belebt. So traten die nordischen Länder und Polen mit Roggenbedarf auf den Markt und England, Frankreich und die Schweiz kauften vor allem Weizen. Bei England mag die bekannte „Furcht in die Sachwerte“ mitgespielt haben. Im übrigen lag die Weltweizenproduktion dieses Jahres beträchtlich unter dem Vorjahre und dürfte nicht ausreichen, den Bedarf an Weizen zu decken. Man muß also auf die vorhandenen Vorräte, die größten, die es jemals gab, zurückgreifen. Der Rückgang an Weizen ist in der Hauptsache auf die Verminderung der Anbauflächen zurückzuführen.

Diese Entwicklung aber brachte der deutschen Landwirtschaft in ihrer Not kaum eine nennenswerte Erleichterung. So steht der Agrarindex auf rund 98. Die Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse erreichen also nicht einmal die Vorkriegshöhe. Die Preise auf dem Viehmarkt sind trotzlos. Legt man den Berliner Marktpreis zugrunde, dann standen Ende Oktober die Preise für Schweine um 20 Prozent, Rinder um 25 Prozent, Kühe um 35 Prozent und Schafe um 40 Prozent niedriger als zur gleichen Zeit des Vorjahres. Es sind in einzelnen Fällen sogar Preise erzielt worden, die dem Käufer nur 20 Pfennige für das Pfund Lebendgewicht brachten. Von der Leistungsfähigkeit der deutschen Landwirtschaft bekommt man ein Bild, wenn man bedenkt, daß die deutsche Landwirtschaft jährlich rund 22 Milliarden Liter Milch erzeugt. Obwohl sie damit den Futterbedarf Deutschlands ohne weiteres decken könnte, führen wir immer noch Futter aus dem Auslande ein.

Viehmarkt. An den Schlachtviehmärkten sind die Preise für Rinder und Schweine überwiegend gesunken. Rinder haben sich noch eher gehalten. Auch die Lendenfleischpreise sind weiter ermäßigt worden.

Holzmarkt. Das Ausholgeschäft liegt völlig darnieder. In der Holzindustrie läßt der Auftragsbestand immer weiter nach. Infolge des starken Wettbewerbs des Holzangebots und der Preisunterstützungen gehen die Verkaufspreise immer weiter zurück. Die Ausfuhr von Holzschnitzwaren nach der Schweiz hat sich etwas belebt, dagegen blieb die Ausfuhr nach Frankreich durch die Sperre vollständig still. Eine Lockerung im Ausfuhrgeschäft ist ohne Währungsstabilisierung besonders des englischen Landes, nicht zu erwarten. Die englische Rundschiffahrt lehnt mit wenigen Ausnahmen Preiszuschläge als Entwertungsmaßnahme ab.

Kontur- und Vergleichsverfahren. Neue Kontur-Verfahren: Friedrich Gebert, Verkaufsförderer in Cannstatt; Stephan Engler, Kohlenhändler in Wergentheim. — Vergleichsverfahren: Oskar Steiger, Fab. d. Fa. Kaufhaus D. Maurer in Ulm; Ernst Wolf, Herrenwäberei in Stuttgart; Eugen Luz, Spezialgeschäft in Heimerzheim in Ludwigsburg; Albert Klotter, Elektrotechniker in Stuttgart.

Aus Welt und Leben

Das Gehirn des Verbrechers. Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Hirnforschung unter seinem Gründer Dr. Oskar Vogt hat auf diesem Gebiete neue Forschungsergebnisse erzielt. Es gelang der hirnanatomischen Abteilung des Institutes, die Großhirnrinde in über 200 verschiedene Felder mit zirka zehn verschiedene Schichten zu gliedern, denen man bestimmte Funktionen zuordnen kann. Die künstliche Reizung dieser Felder rufft ungleiche Effekte hervor — der Forscher spielt auf dem Hirn wie auf einem Klavier. Neben zahlreichen anderen Abteilungen besitzt das Kaiser-Wilhelm-Institut für Hirnforschung auch eine Abteilung, die auf Grundlage vergleichender Untersuchungen die individuellen Unterschiede der einzelnen Hirne zum Gegenstand der Forschung macht. Hirne genialer, geisteskranker und verbrecherischer Menschen bilden den interessanten Gegenstand dieser Untersuchungen. So konnten bestimmte anatomische Eigentümlichkeiten an den Gehirnen von Verbrechern festgestellt werden. Darüber erklärt Professor Vogt: In der dritten Hirnrinde, die im wesentlichen die Schicht der Assoziationen ist, zeigt das Hirn gewisser Verbrecher bestimmte Eigentümlichkeiten. Beim Verbrecher ist diese Schicht oft vergrößert und von der entsprechenden des normalen Menschen verschieden. Ein solcher Verbrecher ist keine besondere Art des Menschen, sondern ein Schwachmünniger, dem die Fähigkeit, Gegenvorstellungen gegen seine kriminellen Vorstellungen zu bilden, abgeht, weil der hierzu notwendige Hirnapparat bei ihm zu schwach oder überhaupt kaum funktioniert. Dabei ist er ungebremst, und die bloße Vorstellung führt bei ihm viel leichter zur Tat als beim normalen Menschen, bei dem der Impuls erst noch einen langen Weg voll Bemühungen zu überwinden hat, bevor er zur Tat führen könnte. Was wir in humanitärer Hinsicht erstreben können ist, eine Erkenntnis solcher schwachmünniger Menschen anzubahnen, um sie bei Zeiten in eine Umgebung zu versetzen, wo sie für die Menschen und sich selbst nicht gefährlich werden.

Ein Mensch...! Die Gegend um den Schleifchen Bahnhof in Berlin steht nicht gerade im besten Rufe. Wenn man auch nicht von einem „Klein-Ghago“ sprechen kann — das besteht nur in der Phantasie sensationshungriger Reporter — aber das, was es in Berlin an Unterweltlichkeiten gibt, ist hier zu Hause. Dampfe, graue Straßen, kein Baum, in den Fenstern keine Blume, schmalbrüstige blasse Kinder, halbwürdige Burchen in den Gassen — ein wirkliches Elendsviertel. Da erdient dieser Lage ein Herr mit einem großen Kopf unter dem Arm. Ein älterer Mann, nicht gerade elegant gekleidet, aber man sieht es ihm an, daß er der bessere

...richtig zubereiten, den Kathreiner — ...drei Minuten kochen und drei Minuten ziehen lassen, so schmeckt er jedem gut...

Sanatorium Dr. Breuser.

Der Roman eines deutschen Detektivs. Von Kurt Morfin. Copyright by Verlag Neues Leben, Banz, Omain.

Die Masenfenne leuchte über der Landschaft. Ein Fremder, Juden, Glückseligen war in der ganzen Natur. Und ein Abglanz davon schien auch an den Mauern der großen Straßenhalle zu hängen, die, nahe der Stadt, auf einer kleinen Höhe gelegen, viele Hunderte Gefangene von der Welt abschloß.

Gotthard Jäger, der Pfarrer an der Johanneiskirche, schritt langsam die Straße aufwärts. Den Hut hielt er in der Hand. Die warme Frühlingluft spielte mit seinem vollen Haupthaar. Zwei ernste, forschende Augen flogen den Weg voraus. Die Lippen waren fest aufeinandergepreßt. Der Wanderer leuchtete.

Ja, die Welt, die Welt, die schöne, große, weite Gotteswelt wartet sich wieder den Strahlenmantel des Verdens, des Mühsens, des Fragens über. Die Menschen wanderten hinaus in die grünen Auen, hinaus auf die sonnenglänzenden Berge! Lachen und Frohsinn überall. Neuer Lebensmut, neue Hoffnung durchpflüßte die Herzen. — Und hier oben, hinter diesen riesigen Mauern, hinter diesen vielen Reihen kleiner, eisenergezierter Fenster, wie war es da? Da gab es keinen Frühling, keinen Sommer! Ein Tag war wie der andere, ein Monat wie der andere. Da lebten die Gefangenen, in Stumpfheit und dummer Gleichgültigkeit die einen, in verhaltenem Groll und Haß die anderen; solche, die in der Sehnsucht nach dem Leben und der Freiheit sich verzehrten; solche, die des Tages der Entlassung harren und zu einem neuen arbeitsfreudigen Leben streben; die einen mit tiefer Neugier im Herzen, die anderen kalt und gefühllos; da Gottsucher, dort Gottlästerer! Rummern sie alle. Der eine wie der andere — ohne Namen — Judthausler!

Pfarrer Jäger stand im Büro. Der Beamte blätterte in einem dicken Band.

Neuangekommen, jawohl, Herr Pfarrer. Da ist zunächst Nummer 337. Den möchten Sie doch vor allem aufsuchen, läßt der Herr Oberaufseher Ihnen sagen. Mit dem Menschen soll gar nichts anzufangen sein.

Fünfzehn Jahre Judthaus wegen Totschlags. Gotthard Jäger nickt und wendet sich zur Tür. Ich will gleich zu ihm gehen. 337, nicht wahr? Jawohl, Herr Pfarrer.

Treppen hinauf, durch hohe eiserne Gitter, lange Gänge entlang; dann öffnete sich eine schmale Zellen Tür. Gotthard Jäger trat in den kleinen Raum. Auf einem Schemel, die Arme auf die Knie gestützt und den Kopf in den Händen vergraben, saß der Sträfling. Er achtete nicht des Eingetretenen, sah den Gast gar nicht zu bemerken. Der Pfarrer stand minutenlang still neben dem in Gedanken Versunkenen. Endlich berührte er die Schulter des Mannes. Mein Freund! Sehen Sie doch einmal auf.

Da murrette der andere, kaum hörbar. Freund! Wer ist mein Freund? — Der Tod oder der Bahnhalm! Welcher ist's, der von euch beiden da ist? Keiner von beiden. Ein Mensch aber ist da, der ein Herz hat und weiß, was Leid bedeutet.

Da hob der andere langsam den Kopf. Der da ist, dem Sträfling Versetzung zu predigen, oder ihn zu bedauern, der —

Jetzt haben sich die Männer in die Augen. Gotthard Jäger trat einen Schritt zurück und griff sich an die Stirn. Der Gefangene aber war aufgesprungen und bis an die Wand zurückgetaumelt. Da lehnte er leuchtend. Seine Augen fixierten den Geistlichen an.

Da, Gotthard, du —

Richard! — Du bist doch Richard Neuländer? Der Gefangene wankte wieder auf den Gast zu. Er preßte die Fäuste an die schmerzende Brust. Sein Antlitz glühte dem eines Toten; die Wangen waren eingefallen, die Augen lagen tief in den Höhlen. Seine Lippen bewegten sich. Erst tonlos. Dann quoll es, abgedröhnt, aus ihnen hervor:

Ja, — Richard Neuländer. — Der bist ich! Oder nein! — Nicht — Der war ich. — Jetzt bin ich Z. 337! Ich bin nicht mehr Richard Neuländer! Ich bin —

Er sank wieder auf den Schemel und verzug schluchzend das Antlitz in den Händen. Gotthard Jäger war bis ins Innerste erschüttert. Den Jugendfreund, den Gefährten dieser frohen Tage, den er dann ganz aus dem Gesichtskreis verloren hatte, — hier traf er ihn wieder! Hier, innerhalb dieser Mauern!

Richard Neuländer hob wieder den Kopf. Er ergriff die herabhängende Rechte des einstigen Freundes.

Gotthard, du bist Geistlicher. Sage mir, glaubst du an Gott, an Christus? —

Wie kannst du zweifeln! Ja, ich glaube an Gott den Vater und an Jesus Christus. Ich lebe und sterbe für meinen Glauben.

Wenn ich dir sage, daß auch ich glaube und dir bei Christi Blut einen Eid schwören will: Kannst du mir diesen Eid glauben? Bringst du das ohne Zweifel fertig?

Ja, ich will dir glauben; denn du bist auch jetzt noch mein Freund, Richard. Das gelobe ich dir.

Der andere atmete auf. Er preßte die Hand des Freundes ganz fest und sah ihm unverwandt in die Augen.

Beweise es! — Höre! Niemand glaubt mir. Niemand hat mir gelaubt. Sie haben mich vor das Schwurgericht gestellt, und auch die Geschworenen haben mir nicht geglaubt. Man hat mich verurteilt. Man brachte mich hierher, auf lange Jahre, als Gefangenen! — Und, Gotthard, nun schwöre ich dir, dem Freunde von einst, bei Christi Blut: Ich bin unschuldig!

Gotthard Jäger trat einen Schritt zurück. Seine Rechte löste sich aus den fest umklammernden Fingern.

Das ist ja furchtbar! — Richard, — unschuldig?

Ja, unschuldig! Einen, der mein Freund und Gönner war, den soll ich um schänden Gewinnes willen erschossen haben. Alles spricht für meine Schuld! Und, bei Gott, ich war es dennoch nicht. Ich weiß nichts von dieser Tat!

Der Pfarrer war wieder zu dem Gefangenen getreten und faßte ihn mit beiden Händen an den Schultern.

Richard, schon mich an! Ja, so. — Glaubst du an Christi Auferstehung?

Ja, ich glaube.

Und schwörst mir bei diesem Glauben deine Unschuld?

Ja, ich schwöre.

Dann bist du wirklich ohne Schuld hier!

Tonlos kamen diese Worte aus des Pfarrers Mund. Seine Hände glitten von den Schultern des anderen.

Richard Neuländer aber hob wie lauschend den Kopf, als suche sein Ohr noch einen letzten verflingenden Laut der soeben gehörten Worte. Langsam faßte er des Freundes Hände, zog sie an seine Lippen und lächelte sie. Tränen perlten über sein Antlitz. (Fortsetzung folgt.)

Wittelschicht angehört. Er stellt sich mitten auf die Koppentstraße und ruft: „Alle, die Ihr Hunger habt, kommt her zu mir!“ Und er öffnet seinen Korb, der bis an den Rand mit frischen knusprigen Semmeln gefüllt ist. Die Halbweiblichen kommen mit schlendernden Schritten heran. Das ist ihnen denn doch noch nicht passiert. Hier in der Koppentstraße, am bellendsten Nachmittage! Sie sind von Natur aus mißtrauisch, das Leben hat ihnen keine anderen Erfahrungen erlaubt. Sie nähern den Mann ein wenig von der Seite her. Ob da nicht etwas dahinter steckt? Man kann sich doch nicht einfach auf die Straße stellen und Semmeln verstreuen! Doch der ältere Herr lächelt ihnen freundlich zu und streckt ihnen ermunternd ein Brötchen entgegen. Die Brötchen grinsen. Wenn man etwas gerührt bekommt, wird man doch nicht nein sagen, heutzutage! Und so nehmen sie denn die Semmeln, einer nach dem andern, bis der Korb leer ist. Inzwischen haben sich Hunderte angelammelt, die Arbeitlosen kommen aus ihren Wohnungen herunter, jeder möchte an dieser Großspeisung teilhaben. Da geht der freundliche Herr zum nächsten Häcker und läßt sich seinen Korb nachfüllen. Und er kommt nochmal. Als die Semmeln nicht reichen, müssen Flanulichen und Schnecken ausbleiben. Unermüdlich reicht er Stück für Stück aus seinem Korb, er sagt kein Wort, aber jeden lächelt er an. Und diese runden Brötchen, die gewohnt sind, ihre Berliner Schmarre an all und jedem zu weihen, werden still. Sie grinsen nicht mehr, sie schauen stumm diesen Mann an. Sie wissen, was für ein Mut dazu gehört, sich gerade hierherzustellen, ohne Furcht, verachtet und verhöhnt zu werden. Dieser Mensch hat es fertig gebracht — ohne viel Aufhebens davon zu machen. Als man ihn zum Schluss hochleben lassen wollte, war er still verschwunden...

Schwarze Nebenerbst. 100.000 Mark Entschädigung für eine Anzeigerstattung erhielt noch einem englischen Gerichtsbefehl eine Stenotypistin in London. Der Prozess hat die englische Öffentlichkeit in großem Maße beschäftigt, da es sich dabei um die Frage der völligen Sonntagseruhe handelte. Das englische Gesetz schreibt nämlich vor, daß an allen Sonntagen und Festtagen der anglikanischen Kirche nicht nur alle Geschäfte sondern auch alle Vergnügungsetablissemments, wie Restaurants, Kaffees und Kilmtheater zu schließen haben. In den letzten Jahren wurde dieses Gesetz etwas laxer gehandhabt, so daß mit Wissen und Rücksichtloser Tölpelung der Polizeibehörden die Kilmtheater an Sonntagen offenhielten und sich großen Zuspruchs erfreuten. Die Londoner Stenotypistin Miss Orpen machte sich diesen Zustand zunutze und mit Hilfe eines Rechtsanwaltes erbatte sie Anzeige gegen vier große Kilmgesellschaften wegen Störung der Sonntagseruhe. Für diese Strafanzeige verlangte die tüchtige Miss Orpen eine Belohnung von 25.000 Pfund Sterling, das ist rund eine halbe Million Mark. Miss Orpen und ihr Rechtsbeistand richteten sich auf ein englisches Gesetz aus dem Jahre 1781. Dieses Gesetz bestimmt, daß bei einer Verurteilung wegen Störung der Sonntagseruhe durch Vergnügungsetablissemments das angeklagte Unternehmen und dessen Direktor für jeden Fall der Uebertretung an den Anzeigerstrafe zu entrichten haben. Miss Orpen hat nun vier Gesellschaften und deren Direktoren, die sie wegen Uebertretung des Sonntagseruhegesetzes in 25 Fällen angeklagt hat, auf die Auszahlung der gesetzlich vorgeschriebenen Strafe verklagt. Das Gericht hat jetzt über diese aufsehenerregende Klage entschieden und Miss Orpen eine Entschädigung im Betrage von 100.000 Mark zugesprochen. Von einer Verurteilung im Gesamtsinn der gestellten Forderungen wurde nur deshalb abgesehen, weil die vier beklagten Kilmtheater ein- und denselben Konzern angehörten. Das aufsehenerregende Urteil darf aber noch nicht als endgültig betrachtet werden, da die Verurteilten sofort Berufung eingelegt haben.

„Streuendeuff“

Bekanntlich dürfen die Suderendutschen in der Tschechei den Namen „Judenteuff“ nicht mehr führen. Wie nun aus einer Aufforderung, die anscheinend vom deutschen Kulturverband ausgeht, u. a. zu schließen ist, dürfen sich die Suderendutschen den Namen „Streuendeuff“ zulegen, da sie zerrrent im nichtdeutschen Gebiet leben.

Billig und gut kaufen Sie
Strickwesten
und Pullover
 bei
Pflorzhelm Fritz Schumacher **Konenbürg**

Sanatorium Dr. Breuser.
 Der Roman eines deutschen Detektivs. Von Kurt Martin.
 Copyright by Verlag Neues Leben, Darg. Gonnin.
 „Endlich, endlich! Ich wie glücklich bin ich! Endlich ein Mensch, der an mich glaubt!“
 Gotthard Jäger stöhnte gequält auf.
 „Du Narr, du Unglücklicher! Erzähle! Vielleicht kann ich dir helfen.“
 „Nein, jetzt nicht erzählen. Ein andermal. Jetzt lag mich die Seligkeit dieser Stunde genießen, die mir dein Kommen brachte.“
 Stumm verharrten die beiden Männer. Und Gotthard Jäger fühlte es, so, er war nun selbstständig davon überzeugt: Der da war unschuldig! — Ein bitteres Weh troch an sein mitfühlendes Herz.
 „Richard, du lebst doch oben in Norddeutschland?“
 „Ja, bis zu dem grenzenlosen Gehehen. Ich wollte nur zur Erholung in Oberbayern.“
 „Bist du noch in den Müdigerschen Werken angestellt?“
 „Ja, und ich meinen Vorgesetzten gehöret haben! — Doch laß das jetzt, Gotthard. Du kannst mir ja auch nicht helfen.“
 Der Pfarrer richtete sich erregt auf. In seinen Augen brannte ein heiserer Wille.
 „Doch, du mußt mir helfen!“
 „Da wor wieder das Hoffungslose in des Gefangenen Weien.“
 „Mir hilft keiner. Mein Leben ist dahin.“
 Der Pfarrer dachte angestrengt nach.
 „Bei einem guten Bekannten von mir weilt jetzt ein Schwager zu Besuch. Ein Mann, der auf den ersten Blick mein ganzes Interesse erweckt. Er ist Kriminalkommissar. Er hat jetzt Urlaub. Wenn ich den für dich gewinnen könnte —“
 Eine u. Handbewegung.
 „Loh es! Mir hilft ja doch keiner!“
 „Da darfst nicht hoffnungslos sein. Richard! Doch, ich rede einmal mit Herrn Stein. Ich könnte keine ruhige Stunde mehr finden, wenn ich dich unschuldig hier wüßte und nicht wenigstens den Versuch machte, dir zu helfen. —“

s' Fußballspiel
 Was i sag ich gwisch net z'viel:
 i gobt net übers Fußballspiel!
 Do ich Leaba dren ond Schweng!
 Scho vom Gada wurd mer jong.
 I verstand jo net dervo.
 Drom sch-ni dös Spiel also:
 Jaiers pfeift a fremder Wa,
 Ond dui Stalperl laugt a.
 Welles rennt ond rast ond tuat!
 Kellweil hüziger wurd's Blut.
 Von dem Stalperl ond von dem Stalperl
 Auf dem Venderball sein Vaud.
 Stodalang! Grad, wa wenn dent
 Heil an allem schuldig war.
 Wenn durch „Infall“ oaner man
 Stalperl über Stalperl.
 Oder gibt a Dieb drunba
 In a Schöbe, no greif's Venba!
 So sieht mer di Fußball fluga.
 Stalperl uff am Bode luga.
 Wäntge Wächter ond Grimassa:
 Wo ich neume lang zum Spalla,
 Gobt dös Spiel aus 0:7
 Ond dent d' Stalperl hieba — dreiba
 Dreimol no „Dipp-Durr!“ schwana.
 Ich em Frieda nemme z'trau.
 Kadot no oener no zur Raub.
 No geit's Dieb, dös gahrt drun!
 Guit.

Rundfunk
 Ir. Die evangelische Morgenfeier vom letzten Sonntag galt dem Gedanten: „Gottesdienst und evangelischer Glaube“. Ansprechend haben wir gefunden, daß an diesem Tage ein halbständiges Orgelkonzert aus der Christuskirche in Karlsruhe auf dem Programm stand. Die Orgel bringt eine ganz eigenartige Stimmung ins Zimmer. Man ist zu Hause und doch in eine höhere Welt einbezogen. Der letzte Sonntag trug daneben auch dem Volksgesund Rednung, so im Jücherkonzert von Deins Rösch und in der aus Umwid übertragenen Marschmusik des Ausbildungsbataillons. Am Abend gürte man eine stimmungsvolle Allerseelenfeier aus Stuttgart. Vom Programm des Abends nennen wir das Bild aus dem Vorwort: „Im Urwald der Großstadt“. Daß in den firdischen Werken dieser Art rigoros und streng auch das kleinste Versehen gegenüber dem Arbeiter geahndet wird, häßten wir nicht geglaubt. Da gibt's keine Bewunderung Amerikas mehr, sondern nur noch den Wunsch, von solchen Zuständen verschont zu bleiben. Wo bleibt denn da die Würde des Menschen? Der Freund der Jazzmusik würde unerschütterlich amerikanische Originalität — kein Wunder kommt der Straußische Bolzer wieder zu Ehren. Das Gedächtniskonzert für List letzte schon ein gefälligeres Ohr voraus. Es ist aber merkwürdig, wie modern in manchem Sinne die Musik dieses Feuergeistes klingt. Am Montag, 2. November, war Allerseelengedenkung, daher abends eine Führung durch die Kapuzinergruft in Wien, in welcher 12 Kaiser aus dem Hause Habsburg ruhen, darunter Namen, die für immer in der Geschichte fortleben werden. Wir nennen die Kaiserin Maria Theresia, Joseph II., Franz Joseph oder den letzten Kaiser von Mexiko, der, von den Franzosen im Stich gelassen, den Augen des Anständlichen-Tribunals zum Opfer fiel. Auch der Sohn Napoleons I. ruht mit seiner Mutter, Marie Louise, in dieser Gruft, da diese eine Tochter des österreichischen Kaisers war. Im ganzen liegt diese Gruft 136 Särge. Das Rothbad unternahm es mit Geschick, musikalische Grundbegriffe am Mikrophon zu erläutern, nachdem er früher die einzelnen Instrumente des Orchesters durchgesprochen hatte. Der heitere Abend von Dela Vivasaja aus Wien mit anderthalb Stunden viel reichlich lang aus. Gossentlich haben andere Hörer die Künstlerin besser verstanden als wir und daher bald freilich. Die Schallplattenrevue über die wichtigsten Sportkämpfe des letzten Sommers und Jahres fehlten nicht mehr so wie die ursprüngliche Uebertragung vom Sportplatz selbst. Es ist eben ein Unterschied, ob man vor dem Ungewissen des Kampfausgangs steht, oder nach langen Monaten hört, wie es damals eigentlich ausging. Doch legt der eigentliche Sportsmann einen anderen Maßstab an. Sodann bot diese Ueberfahrt Gelegenheit, Vergleiche anzustellen über

die Art des Ansetzers, der den Ablauf des Spieles am Mikrophon gibt. Paul Laven schaut hier nicht schlecht ab. Der Mann Wendler zeichnet am Mittwochabend ein Bild des eifässigen Revolutionärs Eugenio Schneider, der eifässig bezüglich seiner eifässigen Landleute zu Ehren der französischen Revolution dem Bürgerrecht überantwortete, um dann selbst ein Opfer des Kalibels zu werden. Welche Gestalten bringt und verklärt doch jede Annosierung! Dem eifässigen Volkstum geht im übrigen eine Uebertragung nach Frankfurt: „Aus dem Elbisch“. Es ergab sich unter anderem, welche gesunder Mutterwitz dem eifässigen Volkstum eigen ist, und daß alle Schicksale eines Grenzhammes, um den schon so viel Blut floß, dem eifässigen Wesen nichts von seinem Eigengute nehmen konnte.

Rätsel-Ecke

Kreuzwort-Rätsel
 Waagrecht: 1. geballte Hand, 4. Befehl, 7. Sinnesorgan, 8. Musikinstrument, 9. Frauennamen, 10. Paradies, 12. Lagerstätte, 14. Jagdwort, 16. Teil der Eingeweide, 21. Naturerscheinung, 22. Demutlich, 23. Orust, 24. Stadt in Ostpreußen.
 Vertikal: 1. Fingerring, 2. Stadt in Oberitalien, 3. Brennstoff, 4. Mischung, 5. Unternehmen, 6. verstorbenen Sozialistenführer, 11. Geschlechtswort, 13. Teil eines Hauses, 14. Vogel, 15. Himmelbewohner, 17. Schiffsgerät, 18. Frauennamen, 19. Farbe, 20. Hausgerät.

Kapsel-Rätsel
 Schutz, Fleiß, Kunde, Abweis, Dessen, Belastung, Karbonne, Derber, Grötte, Vegetarismus.
 In jedem dieser Wörter ist ein kleineres Wort enthalten. Die Anfangsbuchstaben dieser kleineren Wörter nennen eine süddeutsche Stadt.

Telegramm-Rätsel

1.	Fluß in Ostdeutschland.
2.	Frauennamen.
3.	Gebirge in Amerika.
4.	Ungläubiger.
5.	römischer Kaiser.
6.	Fluß in Süddeutschland.
7.	bibl. Hauptort.
8.	Fluß in Norddeutschland.
9.	Werkzeug.
10.	Fluß in Westdeutschland.
11.	Stoffart.
12.	römischer Kaiser.
13.	Reifenfluß des Rheines.
14.	Oper von Bizet.

Anstelle der Punkte und Striche sind die Buchstaben der nebenbezeichneten Wörter zu setzen. Die auf die Punkte entfallenden Buchstaben nennen ein Zitat von Schopenhauer.

Lösungen der letzten Rättel
 Waben-Rätsel. 1. Kiesel, 2. Jammern, 3. Mangel, 4. Erster, 5. Jordan, 6. Torgern, 7. Obolus, 8. Dessen.
 Versteckter Spruch. Die Herzen edler Menschen sind Graber der Geheimnisse.

kleinen Landhause, in dem der Kapellmeister Kurt Wittner lebte, Herr Stein lebte doch, bevor er in seiner jetzigen Heimatstadt wirkte, oben bei euch. Warte, wie sochte doch der Kapellmeister — das ist nämlich mein Bekannter, der mich mit dem Kommissar bekannt machte —, es gab da einen schweren Fall damals, den Herr Stein löste. Du warst doch um diese Zeit schon in den Müdigerschen Werken angestellt. Eine Sängerin wurde ermordet. Wie hieß sie doch —?“
 Richard Neuländer nickte.
 „Ich weiß es. Du meinst den Fall Tolstikoff. Natürlich weiß ich davon. Die Frau meines Chefs endete ja damals so tragisch. Und dieser Kommissar von damals —?“
 „Weißt zufällig hier: Ich spreche sofort mit ihm.“
 „Er wird sich dafür bedanken, sich in keiner Ferienzeit mit einem so hoffnungslosen Fall wie dem meinen abzugeben.“
 „Er ist ein Mann, der nicht nur Beamter, sondern vor allem auch Mensch ist. Ich bin überzeugt, daß er nicht zufällig hier weilt. Wenn es eine Hilfe für dich gibt, — und es muß eine Hilfe geben —, dann kommt sie am besten von ihm.“
 Der Gefangene lächelte leis.
 „Versuche es! Du bist ein treuer Freund. Nur sei mir nicht böse. Gotthard, wenn ich auch nicht die leiseste Hoffnung habe. Es heißt wohl: Hoffnung verloren, alles verloren. Aber du mußt bedenken, daß ich mich lange Monate wie ein Entschuldigter an die Hoffnung klammerte. Und der Erfolg? — Hier bin ich! Nun habe ich alle Hoffnung in den Satz gelegt.“
 Gotthard Jäger nickte und sah traurig in des Freundes Antlitz.
 „Ich kann dich verstehen. Dein Los beweist mich im Inneren. Ich muß dir helfen, Richard!“
 „Versuche es!“
 „Ja, sogleich, und Gott soll meinen Versuch segnen. Ich komme bald wieder, Richard. Dann erzählst du mir, nicht wahr? — Und jetzt eile ich zur Stadt. Ich will den Vormittag noch nützen. Leb wohl, sei nicht mehr so gnu verzagt!“
 Richard Neuländer preßte des Freundes Rechte.
 „Nein, verzagt bin ich nicht. Ein Licht brennt mir jetzt. Dein Glaube an meine Unschuld!“
 „Käheren Schrittes, als er gekommen war, wanderte Gotthard Jäger wieder der Stadt zu. Bald stand er vor dem

wohnte. Wittner lebte schon einige Jahre hier im Elden des Reiches. Er war als Fremder herher gekommen, der Erinnerung an ein schweres Schicksal, das ihn betroffen, einfließend. Sein Können brachte ihm bald Anerkennung. Er führte das städtische Orchester in kurzer Zeit auf eine erstaunliche Höhe, leitete im Theater vorzügliche Opernaufführungen und hob auch die Kirchenmusik zu besonderer Bedeutung. Seine Tätigkeit als Dirigent großer Kirchenkonzerte in der Johanneskirche brachte ihn in ein freundschaftliches Verhältnis zu Gotthard Jäger. Er, der Künstler, und Jäger, der Gelehrte, verstanden und ergänzten sich vortrefflich.
 Als Gotthard klingelte, eilten ihm auf dem Kiesweg des kleinen Vorgartens zwei muntere Mädchen entgegen: Da, der Stolz des Kapellmeisters und Frau Abelens, und „Möbi“, der kleine Wäffler, der als Gast mit seinen Eltern aus dem Norden des Reiches hier weilte.
 Gotthard Jäger sah die Kinder an den Händen und ließ sich von ihnen erzählen, während er mit ihnen dem Hause zuschritt. Unter der Tür trat ihm Kurt Wittner entgegen.
 „Grüß Gott, Herr Pfarrer, treten Sie ein.“
 Und dann sah Gotthard Jäger in dem behaglichen Zimmer mit dem Kapellmeister und Kommissar Paul Stein zusammen und berichtigte. Als er geendet, nickte Kurt Wittner nachdenklich.
 „Wenn Sie an die Unschuld Ihres Freundes glauben, lieber Herr Pfarrer, dann ist er auch unschuldig. Ich weiß, was es heißt, als Unschuldiger angeklagt zu sein. Sie kennen ja mein Schicksal. Auch ich hätte beinahe vor die Schranken des Schwurgerichts treten müssen, und mein Los wäre das gleiche gewesen wie des Ihres armen Freundes oben in der Anstalt, wenn mein Schwager sich nicht meiner angenommen hätte.“
 Gotthard Jäger wandte sich an Paul Stein.
 „Ich dachte sogleich an Sie, Herr Kommissar. Ich komme zu Ihnen als Bittender! Gehen Sie einmal hinaus und lassen Sie sich alles von dem Unglücklichen erzählen. Ich weiß ja selbst noch nichts von dem Verbrechen. Prüfen Sie! Bleibst nehmen Sie sich doch meines Freundes an. Sozen Sie mir kein Knappes Nein!“
 (Fortsetzung folgt.)

Bayerisches

Der Prinz steht in der Wartehalle der Bahnhaltstelle. Da kommt auch der Diak. „A in d' Stadt?“ fragt er. „Jo, i hab' a Geschäft da.“ „Derf mer's wissen?“ „Jo, scheiden las' mi von meiner Alten. Is is' a halbs Jahr, das sie nit a Bortl mehr mit mir g'redt hat.“ „Iua's nit“, sagt der Diak, „Sittene kriagt bei ganz Leben lang nit mehr.“

In der Gerichtsverhandlung, nach erfolgter Klärung des Tatbestandes, sagt der sehr menschenfreundliche und glatte Sachverständige:

„Angelagter, können Sie was vorbringen, was als mildernder Umstand angesehen zu werden vermag?“
Hilfslos macht ein Gesicht, als würde er traurig, aber vergeblich.

„Hat der Schlafpfer Sie vielleicht gereizt?“
„Natürlich, Herr Landgericht, der Schlafpfer hat mi graut. Und wie er mi graut hat, der Schlafpfer, ganz schreckt hat er mi graut.“

„Was hat er denn gesagt?“
„Na, so direkt jagt hat er nit.“
„Sondern?“

„Z. Wam hat er aufgemacht, weit hat er's aufgriffn, und da hab' i g'wacht, jeh't will er mi toan.“

„Denn er Sie wirklich hätte zeigen wollen, dann hätte er nicht nur den Mund aufgemacht, dann hätte er auch was gesagt.“

„Derr Landgericht, i so schwörn, daß er mi had ragen wolln, und er had a was g'sagt, bal er had fenna, aber da is emm was dazwischen kemma.“

„Was denn?“
„Rei Biertrügl.“

Das ist Amerika

Mit 100 Mark nach U. S. A. — Hinter der Dollarfront

Ein deutsches Schicksal / Von Karl Ey / Copyright 1930 by Presse-Verlag Dr. R. Dammert Berlin.

(17. Fortsetzung.)

„Ich rief sofort Dr. Wood an. „Besser für ihn und für uns“, war die Entgegnung, „wie war der Tod?“

„Oberleutnant Stuart ist während der Nacht verstorben. Er war allein.“

„Ich werde Ihnen in einer Stunde den Jinnatag schicken. Sehen Sie zu, wie Sie d-mit fertig werden. Nur keine falsche Fiedel gegenüber der Weide. Sie haben genug für ihn getan, während er lebte. Das hat er mir oft genug gesagt.“

„Gegen mittag brachten sie den Jinnatag. Es war ein schweres Stück Arbeit, ihn ohne Hilfe bis zur Tür des Pavillons zu schaffen. Ich bettete den Toten ein, legte den schweren Deckel an und löste ihn mit den vorhandenen Instrumenten zu. Dr. Wood stand am Gitter mit zwei anderen Herren.“

„Dies sind der Coroner und der Sanitätsbeamte“, rief er mir hinüber, „wir müssen zusehen, wie der Sarg abgefangt wird.“ Ich wendete die Stahlfamme an und fuhr damit über die Außenflächen des Metallfarges, so daß kein Krankheitskeim am Leben bleiben konnte, dann goß ich einen halben Eimer Lysol über den Sarg aus.

„Helfen Sie jetzt den Sarg nicht mehr an, und gehen Sie in den Pavillon“, rief mir der Doktor herüber, „wir lassen jetzt den Sarg fortziehen.“

Durch das Fenster sah ich, wie vier Männer im Gefangenemittel unter Führung zweier Polizisten den schweren Sarg mit behandschubten Händen aufhoben und forttrugen. . . .

Kam war ich allein.

Ich verbrannte alle Tücher, Wäsche und Anzüge, die der Kranke angehabt oder berührt hatte, schloß dann das Sterbezimmer zu und richtete mich in meinem Raum so gemächlich ein, wie es ging. Den elektrischen Ofen, auf dem wir uns die kalt immer erkalteten Speisen erwärmt hatten, nahm ich mit. Alle Schmuckstücke, die der Tote besessen haben mochte, schienen sich bei seinen Eltern oder im Büro des Sanatoriums zu befinden.

Dr. Wood und seine Wirtschaftlerin vernachlässigten mich während meiner Quarantänezeit nicht, wenn auch das Essen einfacher wurde, und die Zigarettenpackungen nicht mehr in Hundertzüge kamen.

Jede Furcht, daß ich angesteckt worden sein könnte, war nun verschwunden. In den ersten Tagen allerdings hatte mich oft eine fliegende Angst gepackt, wenn ich glaubte, meine Mandeln seien ein wenig geschwollen, oder ein Zahn wackig geworden. Der Doktor rief täglich einmal an, und immer konnte ich ihm „Alles in Ordnung“ antworten.

Dieses Freisein von jeder Unruhe hatte aber auch einen kleinen Nachteil. Die Zeit ging viel langsamer dahin, als wenn ich die ärztliche Untersuchung zu fürchten gehabt hätte.

Einige Tage vor Ablauf der Quarantänezeit rief ich den Doktor an und fragte, ob der Pavillon nicht mit Schwefel ausgeräuchert werden müsse.

„Never mind“, erwiderte der Arzt, „ich weiß da einen anderen Weg. Doch davon später.“

Gesund geschrieben.

Endlich waren die vier Wochen verstrichen. Dr. Wood rief mich an.

„Heute nachmittag kommt der Stadtkopf, um Sie zu untersuchen. Sie dürfen nur vor ihm treten, wenn Sie keinerlei Geschwüre, Ausschlag oder sonstige Anzeichen der Pest haben.“

„Ich bin völlig gesund, Doktor.“

„Schön. Nun noch eins. Ich rufe jetzt nicht wieder an und schicke hier die Zelle, in der sich dieses Haustelefon befindet, zu. Wir werden Sie durch Rufen aufmerksam machen, wenn der Stadtkopf Sie zu sehen wünscht. Sie werden auf Ihrem heutigen Mittagessenpalet eine kleine elektrische Batterie finden. Verbinden Sie diese so mit dem Läutwerk des Telefons, daß beim Berühren der Klingel ein Funke springt. Haben Sie mich genau verstanden?“

„Ja wohl, Doktor, aber —“

„Das „aber“ wird Ihnen schon klar werden. Jetzt holen Sie sich sofort Ihr Eisen vom Gitter. Sie werden die Batterie dort finden. Ich warte solange hier am Telefon.“

Ich eilte ans Gitter, wo ich den üblichen Pappkarton mit meinem Eisen und eine kleine Zink-Lampfenbatterie vorfand. Dann ging ich wieder ans Telefon:

„Ich habe die Batterie, Doktor.“

„Schön, verbinden Sie sie mit dem Läutwerk, wie ich es Ihnen erklärt habe. Dann rufen Sie mich wieder an. Ich warte hier.“

Schnell ging ich ans Werk. Die Batterie wurde dem Hammer der Telefonklingel so nahe gebracht, daß dieser die beiden Metallplatten berührte und verbunden mußte, sobald die Glocke in Bewegung trat.

„Alles fertig“ rief ich dem Doktor zurück.

„Schön, passen Sie jetzt auf, ob Funken fliegen. Ich werde läuten.“

Schrittill . . . ging die Klingel, wobei ununterbrochen kleine elektrische Funken von der Batterie sprangen.

„Es funktioniert ausgezeichnet, Doktor“, rief ich in den Apparat.

„Gut. Jetzt nehmen Sie die Benzinfanne, die große, die in der Toilette des Leutnants stand. Schen Sie sie unmittelbar unter die Batterie, so daß sie explodieren muß, wenn das Telefon läutet. Haben Sie keine Furcht. Ihnen wird nichts geschehen. Machen Sie sich keine Gedanken. Vielleicht erkläre ich Ihnen alles. Ich verschleie jetzt die Telefonzelle. Sie können sich fertig machen, der Stadtkopf wird gleich kommen.“

Ich gehorchte, wenn auch mit einem gewissen Zaudern. Nachdem ich die Benzinfanne ober in Position gebracht hatte, zog ich es doch vor, mich außerhalb des Pavillons aufzuhalten. Man konnte doch nicht wissen. . . .

Kaum hatte ich im Freien mein Eisen verzehrt, als eine Schwester mich rief:

„Der Stadtkopf ist da.“

Sie warf mir eine Art weißen Schlächterittel zu und sagte: „Sie müssen alle Kleider waschen. Ziehen Sie nur diesen Kittel an.“

Dann verschwand sie schleunigst hinter den Türen. Ich klebete mich völlig aus und legte den Kittel an, worauf die Schwester wieder auftauchte und mich vor dem Stadtkopf führte, der im Sprechzimmer Dr. Woods wartete.

Die Untersuchung ging schnell.

„Vollkommen gesund“, sagte der Stadtkopf, „Glück gehabt. Klappprobe unnötig. Würden aber einen famosen Soldaten abgeben, he?“

Er füllte ein amtliches Formular aus, das mich der menschlichen Gesellschaft wiedergab. Dann wandte er sich an Dr. Wood: „Der Jollerpavillon muß natürlich noch ein halbes Jahr abgesperrt bleiben. Sie kennen ja die Vorschriften. Tag und Nacht zwei Gesundheitspolizisten auf Wache, daß sich niemand dem Gebäude nähert. Wird wohl für Sie ein teurer Spaß werden. Aber der Fall hat Ihnen ja auch ein hübsches Honorar eingebracht, he?“

Ein mysteriöser Brand.

„So, nun gehen Sie mir mal Ihre Plote“, sagte Dr. Wood ausgelassen, als der Stadtkopf verschwunden war, und dafür zwei uniformierte Beamte der Clevelander Gesundheitspolizei den Pavillon außerhalb des Drahtgitters unter Bewachung genommen hatten. „Sie haben bei der Sache ein Schweineglück gehabt. Erfreut, daß Sie hell wieder rausgekommen sind, und zweitens daß Sie sich jetzt nicht mehr als feindlicher Ausländer“, wie die amtliche Bezeichnung so schön heißt, leitendem Dank Sam auch den Kaiser zuleibe müß, zu fühlen brauchen.“

„Das ist mir nicht recht klar, Doktor.“

„Ich weiß doch, daß Sie Deutscher sind. Ob Sie Papstere hatten, weiß ich aber nicht. (Aha ja, die lagen ja auf der Polzeimache in Omaha.) Mir haben Sie jedenfalls keine gegeben. Jetzt legen wir, Ihre Papiere die ja erst seit dem Kriege hier in America eine Rolle spielen, seien im Festpavillon zurückgelassen, und ich werde dafür sorgen, daß Sie einen Ausweis vom Bundesmarschall erhalten, nach welchem Sie entweder amerikanischer Bürger sind oder auch Schweizer, wenn Ihnen das lieber ist.“

„Schweizer wäre wohl besser, Doktor, denn sonst müßte ich vielleicht gegen mein eigenes Vaterland kämpfen.“

„Schön, das wird befohrt. Jetzt bleiben Sie noch zwei drei Tage hier, bis alles erledigt ist. Und nun wollen wir mal abrechnen.“

Ich erhielt von Dr. Wood 30 Dollar, dem er noch einen 50-Dollarchein zulagte für meine verloren gegangene Kleidung; in dessen Hofe ja auch noch mein 20-Dollarchein stecken geblieben war. Ich konnte natürlich nicht in meinem Schlächterittel bleiben und ließ mir eine vollständige Ausrüstung aus der Stadt schicken.

Am zweiten Tage sagte Dr. Wood:

„So, hier ist Ihr Ausweispapier. Der Bundesmarschall hat mich ermächtigt, die Eintragungen selbst vorzunehmen, da er offenbar keinerlei Vergnügen daran findet, mit einem Festkostenpfeifer nähere Bekanntschaft zu machen.“

Es war ein amtliches Dokument in Form unserer Papiere, das mich als Schweizer legitimierte und dem ich, um überall unbedingten Glauben zu finden, den Fingerabdruck meines Daumens statt der üblichen Photographie aufgedrückt hatte. Unterschrift und Stempel des Bundesmarschalls waren bereits eingezeichnet.

„Und jetzt“, meinte der Doktor, „und Sie wohl so freundlich und rufen einmal aus Lieber, alter Erinnerung Ihren Festpavillon telefonisch an.“

Ich wußte ja, was kommen mußte.

Der Arzt schloß die Telefonzelle auf.

„Ich drehte die Karbel —“

„A — n — n — g . . .“

Eine gewaltige Explosion machte die Fenstern erbeben.

„Kommen Sie her“ rief der Doktor lachend, während im Hause ein Laufn und Rufen anhub, „hier, leben Sie nur durchs Fenster, wie die Beamten laufen, wie geköpfte Hühner, habaha.“

Das Festhaus stand in Flammen. Es brannte lichterloh. Die Beamten der Gesundheitspolizei, die als Wache bestellt waren, aber liefen tatsächlich wie geköpfte Hühner um das Drahtgitter herum. . . .

Abends brachte der „Blain Dealer“ die sensationelle Meldung:

„Mysteriöser Brand eines Jollerpavillons. Festhaus in die Luft gesungen.“

Die Zeitung setzte aber diesmal nicht hinzu, wie sie es sonst bei allen Explosionen tat: „Schandtat deutscher Espione.“

Eine durchaus gesunde Ansicht.

„Jetzt wissen Sie, wie man ein Festhaus desinfiziert“, meinte Dr. Wood, nachdem die Feuerwehr die letzten Wägenreihe gelöst hatte und abgezogen war, „das war der Zweck der Benzinfanne und der kleinen Batterie. Ich sage Ihnen das ganz offen; denn erstens habe ich Sie für einen ausländigen Menschen, der sich nicht gern den Mund verbrennt, und zweitens habe ich Sie ja auch am Schlafpfer mit dem falschen Boh, nicht wahr?“

Sie müssen zugeben, daß meine Ansicht durchaus gesund ist. Der Pavillon war mit 12000 Dollar versichert. Hätte er nicht gebrannt, so wäre er ein halbes Jahr unbenutzt geblieben, und ich hätte auch noch die Wächter bezahlen müssen. Obendrein wird es keine Seele in dieser Stadt geben, die den Brand bedauert; denn Festhäuser reinigt man wirklich besser mit Feuer als mit Lysol. Oder nicht?“

Auch mir erschien die Ansicht des Arztes als durchaus gesund.

„Jetzt aber haben Sie hier bei mir Ihrer Pflicht restlos genügt“, fuhr Dr. Wood fort. „Hier ist noch die Adresse der Eltern unseres armen Leutnants. Die alte Dame hätte gern noch mit Ihnen geredet. Fahren Sie also getrost nach Rochester. Die Reise dürfte sich lohnen.“

„Lincoln-Theater, Rochester.“

Die alte Dame war sehr freundlich.

„Sie sollen ein Andenken an meinen Sohn haben. Vielleicht ein hübsches silbernes Tintenschloß oder ein paar Manschettenknöpfe, bestimmen Sie nur.“

„Ach was, Mutter“, hatte der alte Herr gesagt, „der junge Mann war doch nicht der Freund unseres Tod. Er war sein Pfleger. Gib ihm immerhin die Manschettenknöpfe, aber erlaube mir, daß ich meinen Dank anders abhalte. Hier, junger Mann! Sagen Sie nicht lange Danke schön, sondern stecken Sie dieses Kuvert ein.“

Dieses fragliche Kuvert kostete höchst vielzählend und geheimnisvoll in meiner Rodtasche, als ich die Villa der Eltern des Leutnants Stuart in Rochester verließ.

Es war ein Scheid über 500 Dollar, zahlbar dem Ueberbringer an der Kasse der Rochester County-Bank. . . .

Der knisternde Scheid, das herrliche Junimetter, der beruhigende Puls — alles das verließ mit ein Gefühl der Zufriedenheit, wie ich es seit den Tagen in der toten Stadt des Festengebürges nicht mehr gespürt hatte.

Ich war ein kleiner Kapitalist geworden. Allerdings war ich das schon einmal gewesen, als ich von Denver nach Dallas fuhr. Aber damals schloß mir die Ruhe. . . . Ein winziges Spitzentäschchen mächte sich in ehreigige Träume. . . .

America hatte sich in der Zeit meines Aufenthalts im Festpavillon verändert. Die mürrischen Massen waren von der Straße verschwunden. Die Schlote rauchten ganz wie es mit der Frankfurter Gastwirt an der Eriemerst prophezeit hatte.

Geld floß in Strömen über das Land dahin. Was hatte es ja sagen, daß die Kartoffeln auf einmal teurer wurden als die Äpfel, daß die Restaurants ein Zehncentstück ausschlugen, daß der Kongreß das Prohibitionsgesetz angenommen hatte. . . .

Die Trodenlegung sollte erst im Jahre 1920 eintreten, die Lohnlöhnen aber waren prall von Dollarscheinen.

In eigenen Autos und Seidenhemden fuhren die Arbeiter jetzt in die Munitionsfabriken. Junge Mädchen drehten Granaten. Sie taten ein patriotisches Werk und verdienten daher in der Woche mehr als früher im Büro im Monat.

Die Blätter redeten bereits vom Sittenverfall. Das amerikanische Mädel wurde von ihrem hohen Wiedestal herabgezogen. Betrunkene Kaskade, die Zigaretten im Schnabel, waren keine Seltenheit im Straßenbild.

Wer eine Soldatenuniform trug, konnte die erste beste Dame auf der Straße abknutschen und anhat einer Dörleie die nachlässige Zustimmung der Passanten erhalten.

Im Lennoxhospital hielten die Schwestern und Medizinstudenten ein dreitägiges Festgelage ab. Drei alle Frauen lachten infolge der Vernachlässigung. Aber was macht das — Schwestern und Mediziner hatten sich zum Roten Kreuz gemeldet — löst sie ihren Spott haben, „our“ boys and girls. . . .

Jedoch verdiente oder war im Ausbildungslager. . . . Geld wie Heu, Flaggenschwingen und Alkoholbegeisterung. . . .

Die Spionagejagd war abgeebt. Die deutschen Zeitungen erschienen mit dem Vermerk „Veröffentlicht mit Erlaubnis des Kommissars für feindliche Ausländer“. Alle Deutschen und Oesterreicher hatten sich registrieren müssen. Man verbot ihnen gewisse Straßen in der Nähe der Munitionsfabriken, aber niemand lehrte sich daran. Ein paar Verbrecher und Hühner wurden nach Fort Ogden in Utah geschickt. Man fragte in den Personalbüros der Munitionsindustrie nicht: „Bist du auch kein Deutscher?“ Man nahm alle Hände die arbeiten wollten.

Viele, viele Deutsche drehten Granaten, drehten Granaten, mit denen man ihre eigenen Brüder in Flandern erschloß. . . .

(Fortsetzung folgt.)



Tragisches Erfinderschicksal

Im Rahmen zum Tode des Erfinders des Tanks

Von W. Doepfner-Platon

In Berlin starb in größter Armut der Maschinenbauer Friedrich Wilhelm Goebel, der sich selbst als den Erfinder des Tanks bezeichnete.

Berlin-Schöneberg, Granewaldstraße: ein Hinterhaus eines grauen, unfreundlichen Gebäudes, vier Treppen hoch; hier haben sie Friedrich Wilhelm Goebel aufgebahrt, den gewissen Maschinenbauer und Erfinder.

In hohen Leuchtern brennen zu Dächern des Toten zwei flackernde Wachskerzen. Schweigend stehen zwei, drei Menschen in dem ärmlichen Zimmer, entfernte Verwandte. „Wer wird das jetzt bezahlen?“ steht unausgesprochen in ihren Gesichtern. An dem Treppentritt, ganz klein in eine Ecke gedrückt, weint ein Kind.

Wer wird das jetzt bezahlen? Das: Begräbnis, Sarg, Totenwagen?

Ich weiß es nicht; vielleicht die Stadt, die Kasse des Armenpflegers. Vielleicht ein ungenannt bleibender Räger, der sich jetzt erst — viel zu spät — des kleinen schrulligen Mannchens erinnert, das berufen gewesen wäre, eine Rolle in Deutschland zu spielen, die ungeheuren Einfluß auf das Geschehen der letzten Jahre hätte haben können, wenn...

... wenn der Tote hier, dieser Mann mit dem eingefallenen, schmalen Gesicht ein Kämpfer gewesen wäre, ein Mensch mit Häuten und Elbogen, der sich durchsetzen konnte, der seinen Weg ging trotz aller Widerstände.

Goebel war kein Kämpfer. Er war „nur“ ein Erfinder. Und deswegen ist er jetzt so gestorben: in bitterster Armut, unbekannt, ohne Freunde.

Eine Vision aus Deutschlands schwerster Zeit, aus dem Blut und Grauen des Weltkrieges:

Am 15. September 1916 trock durch den nebligen, feuchtkalten Morgen ein halbes Dutzend grauer, rasselnder Untere auf die deutschen Stellungen zu. Feuer und Tod spielende Umweltriefen aus Stahl und Eisen. Kein französischer oder englischer Soldat rief an diesem Morgen zum Angriff aus den Gräben. Nur diese furchtbaren grauen Riesen, die sich langsam auf die Deutschen aufschoben, über Gräben und Trichter, durch die Drahtverhänge, durch den granatenerwählten Boden des Niemandlandes.

In den Unterhänden der Abschnittskommandeure schrien die Telefone, brüllten die Führer den Stäben im Hinterland ihre Rat zu: „Der Franzose greift mit Tanks an! Und wir...“

Und wir — hatten keine Tanks! Wohl entsann man sich bei den Divisionen hier und da eines „armen Verrückten“, der 1914 schon mit einem „Landpanzerkreuzer“ haufieren gegangen war. Man hatte ihn ausgelacht, ihm die finanzielle Unterstützung verweigert, nicht einen Finger krümm gemacht für ihn und seine Erfindung.

Wenn wir jetzt auch...“ schrien an jenem 15. September die Abschnittsführer in die Ratschel der Feldtelefone, während vor ihnen grau und drohend, das halbe Dutzend französischer Panzerwagen sich in die deutsche Stellung schob. „Die ausschlaggebenden Entscheidungen im Jahre 1918 verdankt die Entente besonders auch den Tankgeschwadern, deren Wirkung man bei der deutschen Seereschiffahrt verhängnisvoll lange verkannt hat!“ heißt es wörtlich in den Erinnerungen eines deutschen Oberführers im Weltkrieg.

„Die ausschlaggebenden Entscheidungen...!“

Beim Zustandekommen des Waffenstillstandes Ende 1918 verfügten die Truppen der Alliierten über 5000, die deutschen Truppen über 15 Tanks!

Der arme Verrückte, dessen sich beim ersten Tankangriff am 15. September 1916 ein paar ältere deutsche Stabsoffiziere dunkel erinnerten, war Friedrich Wilhelm Goebel, der Mann,

der am 30. Oktober 1931 arm und verlassen gestorben ist. 1914 schon hat dieser Mann einen „Landpanzerkreuzer“ konstruiert, einen vollwertigen Kampftank mit Gleittraufen statt Rädern, mit schwergepanzertem Rotorenstern und einer außerordentlichen Steigfähigkeit.

Genau wie der alte Graf Zeppelin ist auch Goebel monatelang, jahrelang von Behörde zu Behörde gelaufen, und hat seine Pläne und Konstruktionszeichnungen in Erinnerung gebracht. Es hat nichts genutzt. Die zuständigen Stellen der deutschen Armeeführung, die Oberste Heeresleitung, das Kriegsministerium, der Große Generalstab, haben den ungeheuren kriegstechnischen Wert seiner Erfindung vollkommen verkannt. Als ich ihn — das ist fast ein Jahr her — in freier Gelegenheit fand, lebte alle Verbitterung, alle Enttäuschung jener Jahre wieder in ihm auf:

„Glauben Sie mir,“ sagte er, „hätten die deutschen Truppen 1914 nur 20, nur 50 Tanks gehabt, die Entscheidung im Westen wäre sehr schnell gefallen. Erinnern Sie sich nur, das in Frankreich und England kein Mensch damals an Präsenzpanzern, an Landabwehrschiffen gedacht hat! Meine Panzerwagen wären also fast unzerstörbar gewesen, und allein ihr Erscheinen hätte bald schon eine Panik unter den Gegnern hervorgerufen!“ Dann traute er eilig mit glänzenden Augen Bilder hervor, längst vergilbte Photos:

Dieser diese Photographie ist aus dem Februar 1914. Damals hatte ich meine Werkstatt in Peine in Sachsen. Der Wagen hier (ein ungefügtes, schwergepanzertes Angebinde mit einer starken, endlosen Kette anstelle der Räder, die unter dem ganzen Wagen hindurchlief) war beladung mit 12 Zentnern Sand bei zwei Mann Bedienung und trotz trotzdem einen in einem Winkel von 35 Grad ansteigenden Berg mühelos hinauf. Die Sandbelastung des „Landpanzerkreuzers“, wie ich den Wagen damals genannt habe, entsprach ungefähr dem Gewicht von zwei kleinen Geschützen und der dazu gehörigen Mannschaft. Kinnow, mein Freund, und ich haben vor Zeugen die Fahrt wohl hundertmal gemacht! Wir haben Sachverständige, Artillerieoffiziere, Ingenieure der Kruppwerke mitgenommen — nichts hat geblöht!

In vielen Millionen Waschkesseln bewährt sich täglich

Das ist gewiß der beste Beweis für die überragende Güte dieses wundervollen Waschmittels! Achten Sie nur darauf, daß Sie Persil immer so gebrauchen, wie es die Vorschrift verlangt. Sie ist nicht umsonst gemacht und soll Ihnen helfen, all die vielen Vorzüge, die Persil bietet, voll auszunutzen! Auf je 3 Eimer Wasser kommt 1 Paket Persil.

Auf einen Kessel also, der beim Waschen 6 Eimer Wasser faßt, nimmt man 2 Normalpakete oder 1 Doppelpaket Persil. (Das Doppelpaket Persil ist 5 Pfennig billiger als 2 Einzelpakete.) Die Waschlauge wird immer **kalte** und für jeden Kessel frisch bereitet. Einmaliges kurzes Kochen der Wäsche genügt.

Persil allein bringt den Erfolg!



Für alle Wäsche nur Persil

Zum Einweichen der Wäsche, zum Weichmachen des Wassers: HENKO, Henkels Wasch- und Bleich-Soda.

Aerztlicher Sonntagsdienst

am Sonntag den 8. November 1931:

Dr. med. Schmidt, Calmbach.

Telefon Nr. 415 SA. Wildbad oder Unfallmeldestelle Neuenbürg.

Herrenalb, den 6. November 1931.

Danksagung.

Für die vielen Beweise herzlicher Teilnahme an unserem großen Schmerz während der Krankheit und dem Heimgange unserer innigstgeliebten, treubesorgten Gattin und Mutter

Pauline Zimmermann

sagen wir auf diesem Wege unseren innigsten Dank. Ganz besonders danken wir für die liebevolle Pflege der Schwestern Elisabeth und Emma sowie für die erhabenden Gesänge des Gesangsvereins „Gaisal“ und des Leichenchors.

Im Namen der trauernden Hinterbliebenen:

Familie G. Zimmermann.

Rheuma-, Gicht- und Nervenschmerz?

Isotert Walmurzfuid! Flasche 2.— Spezial 3.— „doh mir Ihr Walmurzfuid ganz außerordentlich gute Dienste geleistet hat.“ (Original-zeugnis.)

In den Apotheken in Neuenbürg, Herrenalb und Schömberg.

Roberte

Damenmäntel

in großer Auswahl zu den niedrigsten Preisen empfiehlt

Johannes Förchler, Virlenfeld,

Konfektionshaus, Goethestraße 2.

Schwann.

Am Sonntag den 8. November 1931 findet im Gasthaus zum „Adler“

Tanz-Unterhaltung

statt, wozu höflichst einladet

Ernst Wolfinger.

Tanzkapelle „Waldbesucht“.

Ab 3 Uhr Tanz.

PELZE Mäntel, Jacken, Besätze, Frauenkragen usw. finden Sie in unerreich großer Auswahl, bester Qualität, zu bekannt billigen Preisen im

Pforzheimer Pelzspezialhaus A. u. H. Hilb, Metzgerstraße 21

Umänderungen, Mäntel verlängern, Reparaturen in eigener Werkstatt fachmännisch und billig.

Wollwesten für Handwerker u. Landwirte
Bleyes Geschäftsröcke

Karl Straub, Pforzheim, Ferrenner-Straße 2, neben Ufa.

Trotz alledem

ist der reich, der gesund ist. Denn arm u. gesund ist besser als reich u. krank. Gesundheit ist u. bleibt das höchste Erdengut.

Deshalb befolgen Sie den Rat berühmter Männer der Wissenschaft und trinken Sie zur Erhaltung oder Wiedererlangung Ihrer Gesundheit eine der vier Sorten des **heilkraftigen, wohlschmeckenden und dabei billigen**

Rhöner Gebirgskräuter-Tee.

Nr. 1 Gegen Gicht, Rheumatismus, Nchlas, Herzschuß, Nierenverhaltung, Magen- und Darmbeschwerden, Appetitlosigkeit, Nieren- und Blasenleiden usw.

Nr. 2 Gegen Neurostik, Bleichsucht, Kopfschmerzen, Hämorrhoiden, Krampfadern, geschwollene Beine, Wasserlucht, Fettabligkeit etc.

Nr. 3 Gegen Grippe, Husten, Verschleimung, Bronchialkatarrh, Asthma, Lungenleiden etc.

Nr. 4 Zur Blutreinigung und -verbesserung, gegen Schloßlosigkeit, Verstopfung und Hautunreinigkeiten.

Diese Teesorten sind im In- und Ausland wegen ihrer hervorragenden Heilwirkung berühmt und nur in der Apotheke zu haben. **Rhöner Gebirgskräuter-Tee hat tausenden geholfen und hilft auch ihnen.** Überzeugen Sie sich durch Kauf eines Päckchens.

Zu haben in Neuenbürg, Herrenalb und Schömberg in der Apotheke.

Birkenfeld.

Wir beehren uns, Verwandte, Freunde und Bekannte, Schulkameradinnen und -Kameraden zu unserer am

Sonntag den 8. November 1931

im Hotel zum „Schwarzwaldbraun“

stattfindenden

Hochzeits-Feier

freundlichst einzuladen mit der Bitte, dies als persönliche Einladung annehmen zu wollen.

Gustav Burkhardt, Hedwig Möhner.

Kirchgang 12 Uhr in Birkenfeld.

Spielberg — Pfinzweiler.

Hochzeits-Einladung.

Wir beehren uns, Verwandte, Freunde und Bekannte, zu unserer am

Sonntag den 8. November 1931

stattfindenden

Hochzeits-Feier

in das Gasthaus zur „Sonne“ in Pfinzweiler

höflichst einzuladen mit der Bitte, dies als persönliche Einladung annehmen zu wollen.

Adolf Müller,

Sohn des Gottl. Müller, Wagners in Spielberg.

Frída Kappler,

Tochter des Karl Kappler, Maurers in Pfinzweiler.

Kirchgang 1/2 11 Uhr in Feldrennrad.

Inserate haben den Umsatz!